

Die Liebe der Jeanne Duprez

Autor(en): **Zimmermann, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 35

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE LIEBE DER JEANNE DUPREZ

EINE ERZÄHLUNG AUS DER BOURBAKIZEIT VON ARTHUR ZIMMERMANN

Unser neuer Roman beginnt mit seiner Handlung in einer Zeit, die unserer Epoche in vielem ähnlich war. Auch damals war die französische Armee geschlagen und drängte hilflos in die Schweiz. Ein Teil dieser ausgehungerten, übermüdeten und verwundeten Truppen fand Aufnahme in einem kleinen, vom Verkehr züchtlich abseits gelegenen Städtchen. Die dortigen Frauen nahmen sich sofort der Verwundeten an, und einer derselben, namens Duprez, fand besonders liebevolle Pflege in einem Privathause. Leider wurde nur allzurasch sichtbar, dass die Tage Duprez gezählt waren, und da er fortwährend nach seiner Frau und seiner Tochter verlangte, veranlasste man mit Hilfe der Behörde deren Einreise in die Schweiz. Kaum befanden sie sich einige Tage bei dem Kranken, als dieser auch schon starb. Seine Frau und seine Tochter, die keine Angehörigen und kein Heim mehr hatten, entschlossen sich nun, in dem Städtchen zu bleiben, und da die Tochter sehr hübsch war, entspann sich bald ein interessanter Liebesroman, der in seiner Tragik ergreifend wirkt.

Der Verfasser, Arthur Zimmermann, der 1864 geboren wurde, verlebte seine glückliche Jugend in Bremgarten. Schon als Vierzehnjähriger hat er sich mit Dichtversuchen abgegeben. Doch erst viel später, als er schon lange als Arzt in Oerlikon praktizierte, ist sein erster grosser Roman „Das Gold von Parpan“ herausgekommen. Es folgten diesem mehrere Erzählungen und Gedichtbände, so unter anderem auch die vorliegende Geschichte. — Damit glauben wir, unsern Lesern genügend über unsern neuen Roman und dessen Verfasser verraten zu haben.

Die Redaktion.

Schon lange hatte ich die Absicht gehabt, einmal das kleine Stadtnest Reussburg zu besuchen, von dem ich in Freundes- und Bekanntenkreisen immer so viel Gutes und Schönes gehört hatte. Nun, da wieder einmal Ferienzeit war, nahm ich den Plan rasch entschlossen auf und machte mich eines schönen Morgens auf die Socken, den Rucksack auf dem Rücken und den berneroberländer Ziegenhainer in der Hand, der mich schon auf so mancher fröhlichen Fahrt begleitet hatte.

Der erste Frühzug brachte mich bald nach der kleinen Bahnstation, von der ich meine Wanderung antreten musste, und seine blaue Rauchfahne verlor sich an einer fernen Kurve, als ich nach rascher Orientierung auf der Karte in den schmalen Feldweg einbog, der, mutwillig wie ein Ziegenböcklein, mit hundert Seitensprüngen in die blumigen Wiesen sich hineinschlängelte und in nichts weniger als gerader Linie, aber doch zielbewusst, dem taufrischen Walde des blaugrünen Bergrückens entgegenstrebte, hinter welchem das Ziel meiner Reise lag.

Einige Stunden mühelosen Wanderns auf etwas holperigem Strässlein, durch ein idyllisches Dorfnest und an ungezählten, heimlich versteckten Bauernhöfen vorbei, brachte mich endlich an das feudale Tor des kleinen Städtchens Reussburg, um dessentwillen ich heute in der Frühe den Weg unter die Füsse genommen hatte. Erwartungsfroh und fast andächtig durchschritt ich den dunklen Torbogen und bog in die stille, in heissem Sonnenschein brütende Hauptstrasse ein.

Aber wo war ich denn? Stand die Zeit stille oder gingen die Uhren hier hundert Jahre zurück?

War ich heute morgen als ein moderner Mensch noch durch das Treiben und Hasten der Grossstadt zum Bahnhof gepilgert und hatte mich durch ein Gewühl von Menschen zu meinem Zuge hindurchgedrängt, so fand ich mich hier

ganz plötzlich einem Kontraste gegenüber, der mich in seiner Unvermitteltheit ganz schwindlig machte.

Ja wirklich — wo war ich denn? War das nun Traum oder Wirklichkeit? Ich fühlte mich in die gute alte Zeit zurückversetzt, da der Urgrossvater die Urgrossmutter nahm, und ich glaube, wenn schon aus der nächsten Haustüre einer mit Dreispitz, Perücke und Zopf herausgetreten und, die Hand auf den Galanteriedegen an seiner Seite gestützt, die Stufen herabgeschritten wäre, oder wenn aus dem nächsten Quergässchen einer in grauem Zylinder, mit weitgeschweiften Rockschoßen und Kniehosen, gravitätisch den Meerrohrstock setzend, in die Hauptstrasse eingebogen wäre, so würde mir das gar nicht verwunderlich vorgekommen sein.

So setzte ich denn langsam Schritt vor Schritt, ganz leise und bedächtig, um ja den Traum nicht zu zerstören.

In tiefster Stille lag die Strasse. Zwei — höchstens drei Menschen gingen darauf. Langsam, ohne Hast — es presierte nicht, sie hatten Zeit. Jeder grüsste, wenn er an mir vorbeischnitt und blieb dann — ich fühlte es — ein Weilchen stehen, um mir nachzuschauen.

Schläfrig, in beschaulicher Ruhe, ragten die Häuser. Blumentöpfe standen auf den Fenstersimsen. Die messingenen Griffe der Hausglocken blitzten, sauber geputzt, in der Sonne. Auf den grüngestrichenen Bänken längs der Hausfassaden buckelte etwa eine Katze neben einer alten Frau, die, mit der Brille auf der Nase, an einem Strumpfle strickte, den sie, während ich vorbeischnitt, sinken liess, um mir ebenfalls nachzublicken.

Wie im Traumwandel schritt ich meines Weges. Jeder Stein sprach zu mir. Jeder Erker, jedes schmiedeiserne Fenstergitter, jeder Türklopfer, jeder schräg gegen den Hauseingang geneigte Diebsspiegel vor den Fenstern der ersten Stockwerke erzählte mir irgendeine Geschichte, der ich mit offenen Ohren und angespannten Sinnen lauschte, um ja nichts davon zu verlieren.

Gässchenein und gässchenaus wanderte ich. Jedes versteckte Brunnenrauschen zog mich an. Ich ging jedem Schusterklopfen und jedem Schmiedehammergedengel nach, als wäre es etwas Neues, noch nie Gehörtes, Unfassliches, Wunderbares, das ich um keinen Preis versäumen durfte.

Ich schritt den alten Wällen entlang, stand andächtig vor efeuüberwucherten Türmen, verwachsenen Mauerpförtlein und blickte in versonnene, verschlafene Terrassengärten mit wuchernden Blumenbeeten. Ich trat in den Schatten der uralten gedeckten Holzbrücke, deren Bohlen unter meinen Füssen wackelten, deren Pfeiler aber seit Hunderten von Jahren in gleicher Festigkeit das blaugrüne Wasser des Stromes zerschnitten, ohne je gewankt zu haben. Ich liess mich vom Zauber der beiden kleinen Kapellchen in der Brückenmitte gefangen nehmen, in deren einem das ewige Licht vor dem Brückenheiligen, in dem andern vor der Statue der heiligen Jungfrau brannte, und schaute nachher ein paar Minuten dem Treiben auf der wasserradgetriebenen Sägemühle am andern Ufer zu.

Immer mehr umfing es mich wie ein Märchen und mir war, als müsste ich meine Schritte dämpfen und meinen

Stock nur leise auf dem holperigen Strassenpflaster aufsetzen, um das Städtchen nicht aus seinem Dornröschenschlafe aufzuwecken.

Langsam schritt ich über die Brücke zurück und bog dann links hinunter ins Gässchengewirr der untern Stadt. Uralte Lindenbäume rauschten auf einem stillen Platz vor einem mächtigen, ursprünglich wohl einmal wichtigen öffentlichen Gebäude, in dessen unterer Halle, wie ich durch das weit geöffnete Tor sehen konnte, die städtische Feuerspritze untergebracht war. Bald darnach trat ich ins Innere der grossen Pfarrkirche, betrachtete die schönen Marmoraltäre mit den alten, nachgedunkelten Bildern irgend eines vergessenen Malers, schlüpfte in die vier oder fünf kleinen Kapellchen, die im Umkreis die Hauptkirche umgaben, und schloss mit alten, holzgeschnitzten, rotbackigen Heiligenbildern Freundschaft. Ich schwelgte in den verschwiegenen Heimlichkeiten der Pfarrer-, Pfarrhelfer-, Katecheten- und Kantorengärten und las an den Wänden eines stimmungsvollen Kreuzganges die lateinischen Inschriften der alten Grabsteine dahingegangener kirchlicher Würdenträger, während meine Schritte auf den hohl liegenden, ausgetretenen, wappengeschmückten Steinplatten dumpf widerhallten, freilich ohne die darunter liegenden, längst vermoderten städtischen Magistrate und geistlichen Herren in ihrer wohlverdienten Ruhe zu stören.

Schliesslich trat ich in den die Hauptkirche umgebenden, etwas verwilderten, aber in üppiger Rosenpracht schimmernden Friedhof, um — was ich je und je immer gerne tat — mich in die Entzifferung alter Grabschriften zu vertiefen oder ob der naiven Poesie gutgemeinter Trauerverse zu lächeln und beim Lesen schwülstiger Amtstitel mir das Aussehen und das Gehaben der Inhaber, die jetzt als stille Schläfer diese Ruhestätten bewohnten, zu vergegenwärtigen.

Etwa einmal stach ein besser als die andern gepflegtes Grab aus den Reihen heraus und zog mich an. Eines davon wies sich als das gemeinsame Grab von vier während der Interniertenzeit des deutsch-französischen Krieges fern der Heimat hier verstorbenen französischen Soldaten. André Denier — Charles Duprez — Etienne Perrenoud — René Dépois stand darauf. Zwei Reihen weiter folgte ein solches, das nach der Inschrift die sterblichen Ueberreste einer Yvonne Duprez barg und ein drittes, etwa zehn Reihen später, war wieder ein Doppelgrab, dessen Inschrift meine brennende Neugier erweckte. Schien mir doch, besonders wenn ich auch die auf dem unmittelbar darauf folgenden Grabstein stehende Inschrift mit der vorhergehenden in Verbindung setzte, ein ganzer Roman daraus zu sprechen, dessen Ergründung mich ungemein reizte.

Auf beiden Steinen las ich wieder den Namen Duprez, und zwar lautete die Inschrift des Doppelgrabes:

Hier ruht
Franz Gerwer, Dachdecker
2. April 1856 — 14. Mai 1889
und

Frau Jeanne Zumstein, geb. Duprez
1. Mai 1857 — 4. Oktober 1894

Im Leben getrennt — im Tode vereint!

Auf dem Steine nebenan aber stand:

Hier ruht Dr. Anton Zumstein-Duprez, Notar
geb. 25. April 1856, gest. 18. Mai 1889

Meine Phantasie arbeitete fieberhaft, indem sie die ursächlichen Zusammenhänge, die sich von einem dieser vier Grabhügel zum andern spannten, aufzuhellen und zu einem einleuchtenden Schlusse zu führen suchte. Ich hatte nicht gedacht, dass dieses verschlafene Landstädtchen mir noch solche Aufgaben darbieten könnte, wie sie hier vor mir lagen und mich nicht ruhen liessen.

Drei Tatsachen lagen ja wohl deutlich auf der Hand. Einmal: Dass ein französischer Soldat Duprez als Internierter hieher gekommen und in der Folge gestorben war. Dann: Dass seine Frau, vielleicht auf seinen Wunsch, vielleicht von eigener Sehnsucht getrieben, die Spuren ihres lange verschollenen Gatten bis hieher verfolgt und dem Wiedergefundenen mitsamt ihrer Tochter nachgereist war. Ferner: Dass die Mutter dann ihrem Gatten ebenfalls ins Grab nachgefolgt war, während die Tochter sich mit einem Notar Dr. Zumstein verheiratet hatte.

Soweit stimmte alles. Aber nun kam das Rätsel. Wieso wird diese Tochter nicht in einem eigenen Grabe oder wenigstens im Grabe ihres Gatten beigelegt, sondern in dem eines fremden Mannes beerdigt, der, nach der Inschrift des Steines zu schliessen, mit ihr in naher Beziehung gestanden haben musste? Dazu kam noch das Auffallende, dass die beiden gleichaltrigen Männer fast zu gleicher Zeit einander im Tode nachfolgten. Lag alldem nicht vielleicht eine schwere Familientragödie zugrunde?



Schloss Trachselwald, das in der unmittelbaren Nachbarschaft von Sumiswald liegt und in der bernischen Geschichte eine wichtige Rolle spielte

Ich stand und stand — tief in Gedanken versponnen. Ich machte Erklärungsversuche und verwarf, legte mir das und jenes zurecht, um es als unwahrscheinlich wieder fallen zu lassen und notierte mir schliesslich die verschiedenen Tatsachen sorgfältig in mein Notizbuch, um sie später in Ruhe und Sammlung wieder vorzunehmen und weiter auszuspinnen.

Als es in diesem Augenblick eben Mittag vom Kirchturnm sohlug und von einem zweiten und dritten Turm Antwort erscholl, verliess ich in grüblerischer Versunkenheit den Friedhof. Ich beschloss, vorerst in irgendeinem Wirtshaus, wie es der Zufall gerade gab, ein Mittagessen einzunehmen und nachher noch die andern Sehenswürdigkeiten des Städtchens, vor allem die städtische Promenade und die alte Emmauskapelle an ihrem Ende zu besuchen, die mir von meinen Freunden dringend zur Besichtigung empfohlen worden waren.

So stieg ich denn gemächlich auf langer, ausgetretener Treppe in die Oberstadt zurück.

Beim Aufstieg fiel mir an der nach links steil zur Tiefe abfallenden Häuserfront des Städtchens eine vorspringende, von dichtem Grün umspinnene Terrasse auf, von der fröhlicher Becherklang deutlich zu mir herunter scholl. Der Platz schien mir schon nach seiner Lage, mit der offenbar weiten, ungehinderten Aussicht auf das Jura- und Schwarzwaldgebiet, wohl dazu angetan, dort eine Stunde zu sitzen und ein einfaches Mahl einzunehmen, wenn auch nur einigermaßen Gewähr für eine anständige Verpflegung sich ergeben würde. So wandte ich mich denn, auf der Höhe

angekommen, an den ersten besten Passanten mit der Frage, wie das Restaurant mit der Terrasse nach der untern Stadt heisse und ob man dort etwas Ordentliches essen könne.

Die Auskunft lautete durchaus befriedigend, und schon wenige Minuten später hatte ich mich in der Laube niedergelassen und ein einfaches Mittagessen bestellt.

Der Platz war in der Tat ideal und das Dargebotene ausgezeichnet. Zudem war ich, was mir ganz passte, der einzige Gast in dem Lokal, nachdem die drei Bürger, deren fröhlichen Becherlupf ich vorher auf der Kirchenstiege beauscht hatte, sich bald nach meinem Erscheinen verzogen hatten.

Als ich gespeist und dabei immer wieder meine Entdeckung auf dem Friedhof, ohne zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen, in meinem Geiste herumgewälzt hatte, rief ich kurz entschlossen den Gastwirt, der während der ganzen Zeit meine Bedienung achtsam, doch unaufdringlich überwacht hatte, an meinen Tisch, um vielleicht von ihm die erwünschte Aufklärung zu erhalten.

Er erwies sich als durchaus kein gewöhnlicher Mensch, im Gegenteil, als ein Mann, mit dem sich ein recht vernünftiges Wort reden liess und der über eine gewisse Welt-erfahrung, gepaart mit einem wohlthuenden Takt, zu verfügen schien.

Er zeigte sich erst etwas überrascht durch meine Frage und legte eine offenbare, wenn auch in den höflichsten Formen sich bewegende Zurückhaltung an den Tag, indem er mir zunächst die verblüffende Frage stellte: „Kennen Sie mich oder wenigstens meinen Namen und inwiefern interessiert Sie die Angelegenheit?“

Ich antwortete ihm, dass das erstere nicht der Fall sei und sodann, dass mein Interesse ganz allgemeiner Natur und ohne irgendwelchen schnüffelnden Beigeschmack wäre. Aber er werde begreifen, dass die seltsame Grabinschrift doch entschieden dazu angetan sei, die Phantasie eines etwas tiefer schürfenden Menschen zu beschäftigen.

Ein geheimnisvolles Lächeln lag auf den Zügen des Wirtes, als er mir antwortete: „Da haben Sie ganz recht — das ist durchaus verständlich. Aber es ist auch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, dass Sie gerade bei mir eingekehrt sind. Ich kann Ihnen nämlich die allerbeste Auskunft darüber erteilen, wie Sie mir später vielleicht zugeben werden. Und weil Sie der allererste Gast sind, der von mir über diese Sache Auskunft verlangt, so viel Gäste auch schon im Lauf der Zeit bei mir eingekehrt sind, und gerade diese Tatsache mir die Zuversicht gibt, dass nicht bloss Neugier, sondern wirklich ein tieferes Interesse Sie dabei leitet, so will ich Ihrem Wunsche nach Aufklärung gerne willfahren.“

Nichts konnte mir natürlich willkommener sein. Nachdem ich ihn deshalb eingeladen, mir bei einer guten Flasche, die ich auf seiner Weinkarte entdeckt hatte, Bescheid zu tun, setzte ich mich erwartungsvoll im Stuhl zurecht, um seinen Mitteilungen mit gebührender Aufmerksamkeit zu lauschen.

Und der Wirt hub an zu erzählen:

Ja, ja, mein Herr — wer so zum ersten Male in unsern weltabgeschiedenen Erdenwinkel kommt, der hat gewöhnlich den Eindruck, als ob die Tage hier in einem steten, ruhigen Gleichklang, in einer ereignislosen und einschläfernden Gleichförmigkeit sich abwickelten und die Leute in paradiesischer Glückseligkeit mit- und nebeneinander dahinglebten.

Dem ist aber durchaus nicht so. Wie überall, so schlummern auch hier alle menschlichen Leidenschaften in den Seelen der Leute. Liebe und Hass, Ehrgeiz, Gewinnsucht, Futterneid, Schadenfreude und wie die Dinge alle heissen, machen sich auch bei uns, vielleicht etwas weniger offenkundig, jedenfalls aber nicht weniger stark als bei euch, geltend. Ja, ich möchte behaupten, dass diese Leiden-

schaften um so mächtiger und gefährlicher unter der Oberfläche wuchern, als sie bei dem täglichen unausweichlichen Sichbegegnen, dem steten Aufeinanderangewiesensein der wenigen hier wohnenden Menschen reichlichere Nahrung und Anregung erfahren, als bei euch, die ihr im Trubel der grossen Städte euch ausweichen könnt, so dass im Laufe der Zeit die Möglichkeit des Abflauens und Vergessens für euch grösser ist, als für uns. Es bedarf dann bei uns nur eines manchmal geringfügigen Anlasses und eines kleinen zündenden Funkens in solche versteckte Speicher der Leidenschaft, um sie explosionsartig zu sprengen und ungeahnte, schicksalsschwere Zerstörungen anzurichten.

Item! Als ein solch äusserliches Ereignis hat seinerzeit der deutsch-französische Krieg von 1870/71 seine Wellenkreise auch in unsere Mauern getragen, menschliche Leidenschaften ausgelöst und Taten geboren, vor denen man lange Zeit kopfschüttelnd, staunend und erschüttert wie vor einer Naturkatastrophe stand.

Dass jene Zeiten schon an und für sich eine gewisse Aufregung mit sich brachten, liegt auf der Hand. Wenn in unmittelbarer Nähe der Landesgrenze zwei Völker zu gewaltigem Ringen um die politische Vorherrschaft sich anschickten und man dabei durchaus im Ungewissen ist; ob man nicht selber in den Strudel der Ereignisse hineingerissen wird — wem sollte es dabei nicht recht kribbelig ums Herz werden?

Schon lange vor der Kriegserklärung, als die Dinge erst im Zuspitzen begriffen waren, kanngiesserten unsere Bürger an den Bier- und Weintischen des Städtchens, dass es eine Art hatte, als ob justament von ihnen die Gescheh- der beiden am kommenden Kriege beteiligten Völker, wenn nicht ganz Europas, abgehängt hätten.

Und wie unsere Alten, so taten auch wir Jungen. Ein kriegerischer Geist hatte sich unser bemächtigt. Alle Spiele von früher, sie mochten heissen wie sie wollten, waren verpönt und begraben. Unser ganzes Sinnen und Denken war auf Krieg eingestellt. Soldatsein war Trumpf! Und wie alle andern im Städtchen, hatte sich auch die Jungmannschaft in zwei scharf geschiedene Parteien gespalten — in Franzosen und Preussen — die sich in manchmal geradezu ausartender Weise bekämpften und Schlachten lieferten, die nicht immer unblutig verliefen.

Alles das verschärfte sich noch, als endlich das Erwartete eintrat und Preussen am 19. Juli 1870 an Frankreich den Krieg erklärte.

Freilich, ein paar Tage lang verstummte und verebte das Treiben der Buben. Wir hatten vollauf genug zu tun mit Hören und Sehen — ward doch die gesamte wehrfähige Mannschaft des Städtchens unter die Fahne gerufen, um die Grenzen des Vaterlandes zu schützen.

Ja, das waren Tage! Ich höre jetzt noch die aufreizenden Klänge des Generalmarsches, das dumpfe Wirbeln der Trommeln und die sonore Stimme des ausrufenden Gemeindebeamten. Ich sehe jetzt noch unsere Soldaten — die Sechsendvierziger — alt und jung, sich sammeln und ausziehen, und wäre am liebsten mitmarschiert, statt weiter die Schulbank zu drücken und dem jugendlichen Tatendrang unerwünschte und verhasste Fesseln aufzuerlegen. Erst als das kriegerische Gepräge, das das Städtchen zwei Tage lang darbot, vorbei war, fanden wir uns wieder einigermaßen in die Wirklichkeit zurück und nahmen unsere gewohnten Kriegsspiele mit erneutem Eifer wieder auf.

Unsere Führer dabei waren zwei etwa 14- bis 15-jährige Knaben, gleichaltrig und Klassengenossen, aber so verschieden in ihrem Charakter, wie man es sich nur denken konnte. Der eine — der Franz Gerwer — führte die Franzosen, der andere — Anton Zumstein — die Preussen an, und beide hielten mit eiserner Disziplin ihre Zugehörigen im Zügel.

(Fortsetzung folgt)